

Rosi Gollmann  
Einfach Mensch



Rosi Gollmann

mit Beate Rygiert

# Einfach Mensch

Das Unmögliche wagen für unsere Welt

KAILASH





Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier

*Munken Premium Cream* liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Originalausgabe

© 2012 Kailash Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Weiss Werkstatt München

Umschlagfotos: © Markus Lanz (Rosi Gollmann), © Andheri-Hilfe  
(indische Kinder)

Fotos im Innenteil: siehe Bildnachweis auf Seite 383

Satz: EDV-Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer, Germering

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-424-63060-2

[www.kailash-verlag.de](http://www.kailash-verlag.de)

Mein Buch –  
    Meine Liebe –  
            Mein Leben

widme ich euch,  
den an den Rand gedrängten Menschen  
in unserer einen Welt



# Inhalt

Grußwort von Richard von Weizsäcker .....	9
Geleitwort von Markus Lanz .....	10
Prolog .....	13
1 Vom Glück, zu den Menschen zu gelangen .....	17
2 Kreuz versus Hakenkreuz – eine Jugend im Nationalsozialismus .....	29
3 Erwachsen werden in schweren Zeiten .....	45
4 Wie alles begann .....	63
5 Von der Begegnung mit dem Fremden .....	75
6 In der Hölle von Bombay .....	85
7 Die elementare Kraft der Liebe .....	99
8 Von kleinen und von großen Wundern .....	117
9 Das Unmögliche wagen .....	135
10 Hilfe für zehntausend Heimkinder .....	151
11 Acht Kokosnüsse und die Heimkehr der Kinder ....	163
12 Frauen verändern die Welt .....	179

13	Beim Ersten beginnen .....	189
14	Kinder brauchen Zukunft .....	213
15	Im Namen der Göttin .....	239
16	Der Friedhof der toten Mädchen .....	253
17	Ausgestoßen und verachtet .....	273
18	»Du bist doch ohnehin bald tot!« .....	289
19	Über alle Grenzen hinweg .....	301
20	Wissen ist Macht .....	319
21	Wenn die Erde unterzugehen scheint .....	335
22	Im Heute an das Morgen denken .....	347
23	Was bleibt .....	359
	Dank .....	368
 <b>Anhang</b>		
	Stationen im Leben von Rosi Gollmann .....	373
	Die Rosi-Gollmann-Andheri-Stiftung .....	376
	Die Andheri-Hilfe .....	381
	Bildnachweis .....	383

*Verehrte, liebe Frau Gollmann,*

*mir sind die Erlebnisse mit Ihrer Initiative stets ganz unvergesslich. Die tiefe Dankbarkeit der Menschen, die dank Ihres Einsatzes zu einem neuen Leben gefunden haben, nicht nur durch die Wiederherstellung der Gesundheit, sondern auch durch diese bewegende Erfahrung des Mitempfindens, hat sich mir fest eingeprägt.*

*Dass Sie nun Ihr reiches Leben in einem Buch niederlegen wollen, das uns Lesern Anregung zu eigenem Engagement sein wird, empfinde ich als gut und sinnvoll.*

*Ich grüße Sie voller Respekt und Dankbarkeit und mit den herzlichsten Wünschen*

*Hu Richard Weizsäcker*

*Richard von Weizsäcker*

Liebe Rosi,

immer wieder hatte ich dich im Fernsehen gesehen, über dich gelesen. Doch als du dann tatsächlich vor mir standest, war es um so viel beeindruckender: was für ein Gesicht! Ich kenne niemanden – außer Heiner Geißler vielleicht –, dem das Leben so eindrucksvolle Linien gemalt hat wie dir. Irgendwann habe ich begonnen, dich mit meiner alten Leica zu porträtieren. Bin dir damit auf die Nerven gegangen, immer wieder. Habe versucht, dein Gesicht mit der Kamera zu ergründen, so wie Reisende eine uralte Landschaft erkunden: Schritt für Schritt, Tal für Tal. Ich glaube, es ist ein Spiel, das die Natur mit uns treibt: Nur wer wahrhaft geduldig ist, erfährt manchmal etwas von den Geheimnissen, die sich in solchen Landschaften verbergen.

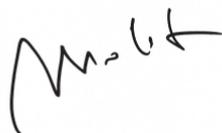
Wann immer ich in solchen Welten unterwegs war, ob in Ostafrika oder in den Weiten der Mongolei, habe ich Menschen getroffen mit ähnlich faszinierenden Gesichtern. Feine, kluge Gesichter, durchzogen von tiefen Furchen, in die sich eine Art von Lebensweisheit eingegraben hatte, die es nur noch selten gibt.

Einer dieser Menschen ist ein äthiopischer Mönch. Seit Jahrzehnten lebt er in einem schwer zugänglichen Kloster, auf einer einsamen Insel mitten im Tanasee gelegen. »Ich bin tot für die Welt, und die Welt ist tot für mich«, sagte er mir, als ich ihn nach seinem Leben fragte. Er isst nur einmal am Tag: ein paar Scheiben Brot, nach Sonnenuntergang, gebacken mit dem brackigen Wasser aus dem See. Er hat keinen Fernseher, keine Zeitungen, er hatte nicht einmal mitbekommen, dass Barack Obama der neue amerikanische Präsident war. Er hat sich ganz und gar aufgegeben, um, versunken in Gebete und lange Meditationen, von einer besseren Welt zu träumen. Er ist zutiefst davon überzeugt, dass wir spüren, wenn der Mann im fernen Äthiopien für uns betet.

*Ein anderer ist Mönch in einem der letzten Klöster der Mongolei, noch jung, ein buddhistischer Gelehrter und ebenso weise wie gelassen. Seine Schüler nennen ihn »Lama«. Geld, Macht, Einfluss: Wer Menschen wie ihn danach fragt, merkt schnell, dass er sich lächerlich macht. Es sind Begriffe aus unserer Welt, in seiner sind sie ohne jede Bedeutung. »Euer Problem sind die Gedanken. Warum lasst ihr so viele Ängste in euer Leben?«, fragte er mich. Dann nahm er mich mit auf einen einsamen Berg, um zu meditieren. Manchmal verbringt er dort Wochen, manchmal sogar Monate. Ganz allein. Zum Abschied sagte er mir: »Du musst dich besser konzentrieren. Auf das, was wichtig ist.« Ich entgegnete: »Ich versuche es doch.« Und er: »Nein, du bist nicht einmal in der Lage, dich für zehn Sekunden auf einen roten Apfel zu konzentrieren.«*

*Du hast dich konzentriert, Rosi, hast deinem Herzen vertraut. Ich habe es erlebt auf unserer gemeinsamen Reise durch den Süden Indiens. Habe gesehen, wie unerschrocken du dich mit deinen 85 Jahren durch Staub und glühende Hitze kämpftest, wie angstfrei du sterbende Aidskranke in den Arm nahmst, wie hartnäckig du Fragen stelltest, um deine Projekte voranzutreiben. Jede einzelne Furche deines faszinierenden Gesichts erzählt eine solche Geschichte, dieses Buch ist voll davon. Und wer genau hinschaut, der wird noch etwas entdecken. Nur ganz besondere Menschen haben es. Der Mönch vom Tanasee, der Gelehrte aus der Mongolei, auch du. Es ist das, was Enkel manchmal in den Augen ihrer Großeltern entdecken: Güte.*

Herzlichst, Dein

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Markus Lanz', with a stylized flourish at the end.

Markus Lanz



# Prolog

»Was haben Sie eigentlich davon, dass Sie sich ein Leben lang für andere Menschen eingesetzt haben?«

Es war am 5. November 2011. Soeben war ich, am selben Tag wie Hans-Dietrich Genscher, vom Senat der Wirtschaft zur Ehrensenatorin ernannt worden. Während der abendlichen Feierstunde suchte ein junger, dynamischer Unternehmer, der durch die Laudatio von meiner Lebensgeschichte erfahren hatte, das Gespräch mit mir. Und jetzt stellte er mir diese überraschende Frage.

Ja, was habe ich davon, dass ich im Alter von achtzehn Jahren die Entscheidung traf, nicht zu heiraten, um für eine andere, eine soziale Aufgabe frei zu sein? Als sich mir Jahre später tatsächlich eine solche Aufgabe in den Weg legte, verlangte sie bald meinen vollen Einsatz. Ein Berufsleben hatte daneben keinen Raum mehr, und ich verzichtete auf mein Gehalt und finanzielle Absicherung. Heute bin ich 85 Jahre alt und lebe zusammen mit meiner indischen Adoptivtochter von einer kleinen Rente. Doch das macht mir nichts aus. Schließlich hatte ich nie das Ziel, etwas Besonderes zu sein oder viel zu besitzen. Was habe ich also von meinem Leben?

»Ich bin ein zutiefst glücklicher Mensch«, gab ich zur Antwort, »glücklicher könnte ich gar nicht sein.«

Der junge Mann, der sein Ziel als Unternehmer vermutlich im Ausbau seines Betriebes und der Maximierung seiner Erträge sah, blickte mich überrascht an.

»Wissen Sie«, fuhr ich fort, »nicht viel zu besitzen, das schafft mir eine ungeheure Beweglichkeit. Wäre ich vermögend, dann lebte ich ständig in der Sorge, meinen Besitz zu erhalten und zu

verwalten. Das würde mir viel von meiner Freiheit nehmen, würde meine Zeit und meine Energie binden. Die setze ich lieber für Aufgaben ein, die mir wichtiger sind und mich außerdem wirklich glücklich machen. Wenn zum Beispiel ein Mensch, der in Blindheit leben musste, endlich sehen kann! In diese Augen zu blicken, in die das Licht zurückgekehrt ist – das ist das Schönste, was Sie erleben können. Ja, das ist es, was ich davon habe: ein wirklich unbeschreibliches Glück!«

Mein Gegenüber wirkte nun recht nachdenklich.

»Aber«, so wandte er ein, »Sie können doch nicht allen armen Menschen auf der Welt helfen.«

»Da haben Sie Recht«, antwortete ich, »unser Vorstand hatte die gleichen Bedenken, als ich vor vielen Jahren den Kampf gegen die Blindheit in Bangladesch aufnehmen wollte. ›Was willst du mit deiner kleinen Schar von Mitstreitern gegen diese millionenfache Not ausrichten? Wo willst du denn da anfangen?«, fragten sie mich. ›Beim Ersten«, war meine Antwort. Inzwischen konnten wir mehr als 1,25 Millionen blinden Menschen zum Glück des Sehens verhelfen.«

»Wie hat das eigentlich alles angefangen?«, wollte der junge Unternehmer nun wissen.

»Ach«, sagte ich und lachte, »das ist eine lange Geschichte.«

»Warum halten Sie es dann nicht einmal in einem Buch fest?«

Er war nicht der Erste, der mir diese Frage stellte. Seit Jahren hörte ich immer wieder: »Sie sollten das alles aufschreiben. Das ist so spannend!« Ebenso lange schon drückte ich mich vor dieser Herausforderung. Zunächst aus Zeitmangel und weil ich meinte, die Zeit effektiver einsetzen zu können. Vor allem aber, weil ich mich nicht als jemand Besonderen sehe und präsentieren möchte. Sicher: Aus der Andheri-Hilfe Bonn, die ich 1967 als kleinen Verein ins Leben rief, ist im Laufe des vergan-

genen halben Jahrhunderts eine anerkannte und effektive Bewegung geworden, die in Tausenden von Projekten Menschen auf der Schattenseite des Lebens zu einem menschenwürdigeren Leben verholfen hat. Schon immer trieb mich das Unrecht einer Politik um, in der von einer »Ersten«, »Zweiten« und einer »Dritten« Welt die Rede ist und in der die Allerärmsten sogar in eine »Vierte« Welt abgeschoben werden. Leben wir nicht alle in der *einen* Welt für alle und tragen Verantwortung für sie?

In dem Wort »Verantwortung« steckt »Antwort«. So habe ich mein Leben lang einfach nur versucht, eine Antwort auf das zu geben, was mir in den Weg gelegt wurde. Und nie war ich dabei allein. Wann immer ich eine Auszeichnung entgegennehmen durfte – seien es die verschiedenen Bundesverdienstkreuze, das »Goldene Herz« oder der Päpstliche Orden »Pro Ecclesia et Pontifice« –, habe ich betont, dass ich die Ehrung stellvertretend für meine vielen Mitstreiter hier in Deutschland wie auch in Indien und Bangladesch entgegennahm: Dass Zigtausende von Heimkindern in ihre Familien zurückkehren konnten, dass ganze Dörfer durch sinnvolle Projekte der dörflichen Entwicklung zum Erblühen kamen, dass ausgegrenzten Menschen wie Leprakranken und Behinderten, aber auch Urwohnern und Kastenlosen die ihnen angestammten Rechte zugesprochen wurden, dass unzählige Kinder von der Arbeit in Steinbrüchen und Fabriken befreit wurden und eine Schul- oder Berufsausbildung erhielten, dass unterprivilegierten Frauen wieder Würde und Respekt entgegengebracht werden – das sind nur einige Beispiele dafür, was eine fruchtbare Zusammenarbeit bewirken kann.

Die von mir gegründete Andheri-Hilfe Bonn steht im Mittelpunkt all meines Handelns, sie ist mein Leben. Meine persönliche Geschichte betrachtete ich lange als meine Privatangelegenheit. Doch nun gab die Frage »Rosi Gollmann, was haben

Sie eigentlich von dem Ganzen?« den letzten Anstoß, meine Geschichte endlich einmal aufzuschreiben.

Und so möchte ich kein Fachbuch schreiben, sondern dem Leser erzählend begegnen, auf gleicher Augenhöhe, so wie ich den Menschen stets begegne: sei es den Vertretern von Wirtschaft und Politik in Deutschland oder den Hilfsbedürftigen armseliger Slums in Indien und Bangladesch, sei es auf internationalen Veranstaltungen und Kongressen oder bei Besuchen in Schulen, Vereinen und Gemeinden in Deutschland – gleich welchen Alters, welchen Geschlechts, welcher Hautfarbe mein Gegenüber auch sein mag, welcher Glaubensgemeinschaft er angehört oder auf welche Sprosse der sozialen Leiter die Gesellschaft ihn platziert hat. Denn was für mich zählt, ist der Mensch, so wie er von seiner Mutter geboren wurde; und da ist jeder gleich. Einfach Mensch – genauso sehe ich mich, als einen Menschen, der grenzenlos neugierig und offen für andere ist. Und der sich nichts Schöneres vorstellen kann, als anderen Menschen zu begegnen und sie in ihrer ganz besonderen Wesensart kennenzulernen.

## Vom Glück, zu den Menschen zu gelangen

Wege entstehen dadurch,  
dass man sie geht.

*Franz Kafka*

»Liebe Tante Rosi, bist Du gut aus Indien zurückgekommen, oder bist Du an der Pest gestorben?«

Diese Zeilen meines neunjährigen Patenkindes fand ich vor, als ich 1994 von einer Projektreise durch Indien heimkehrte. Das Mädchen brachte auf den Punkt, was wohl viele besorgte Freunde und Verwandte damals bewegte. Was war geschehen?

Gemeinsam mit Dr. Antonius Nienhaus, dem Zweiten Vorsitzenden unserer Andheri-Hilfe, hatte ich in jenem Jahr eine Reise nach Indien und Bangladesch geplant. Der Flug war gebucht, die Reiseroute festgelegt, unsere Projektpartner erwarteten uns, alles war bis ins letzte Detail vorbereitet. Dann, zwei Tage vor der Abreise, die alarmierende Nachricht in den Medien: »Pest in Indien! Deutsche Gesundheitsbehörden warnen.« Auch das Auswärtige Amt riet dringend von einer Reise nach Indien ab.

Was sollten wir tun? Wohin ich mich auch wandte, alle versuchten, mich von der Reise abzubringen. Die Pest, diese längst ausgerottet geglaubte »Geißel der Menschheit«, verbreitete immer noch Angst und Schrecken. Doch so vernünftig die Argu-

mente auch klangen, in mir sträubte sich alles dagegen, die Reise abzusagen. Ich dachte an unsere Freunde und Partner, die in dem jetzt von der Seuche bedrohten Land leben mussten, die keine Möglichkeit hatten, der Krankheit auszuweichen.

Mein Reisebegleiter und ich, wir waren es, die nun entscheiden mussten. Wir berieten uns, holten detailliertere Informationen ein. Indien ist groß, vielleicht lauerte die ärgste Gefahr nicht gerade dort, wo wir erwartet wurden? Tatsächlich schien es so. Die ersten Pestfälle waren in der Stadt Surat aufgetreten, viele Hundert Kilometer vom Bundesstaat Orissa entfernt, wo wir erwartet wurden. Natürlich war das keine Garantie. Eine Epidemie kann sich rasend schnell ausbreiten, was sind da schon einige hundert Kilometer?

Die Zeit drängte und damit die Entscheidung. Wir trafen sie – und zwar für die Reise.

»Wir sprechen so viel von Partnerschaft und davon, dass die Partner unsere Freunde sind«, gab ich denen zur Antwort, die mich entsetzt fragten, warum um alles in der Welt wir dieses Wagnis auf uns nehmen wollten. »Wir sagen immer, dass wir Freud und Leid mit ihnen teilen wollen. Jetzt können wir zeigen, ob das nur schöne Worte sind oder ob es uns wirklich ernst damit ist. Freunde lässt man nicht allein.« Und so traten wir die Reise an.

Zunächst schien alles gut zu gehen. Doch bereits an unserem zweiten Tag in Indien wurden wir Zeugen der ernstesten Realität: Ein Kind wurde auf einer Trage in Windeseile aus der Schule direkt ins Krankenhaus gebracht – Pestverdacht! Ob er sich bestätigte, erfuhren wir nicht. Und dann sahen wir sie: die vielen tausend Menschen, die aus Surat, wo sie Arbeit in der berühmten Schmuckindustrie gefunden hatten, vor der Krankheit zurück in ihre Dörfer in Orissa flohen. Niemand konnte sagen, ob nicht einige von ihnen, ohne es zu wissen, die Krankheitserreger in sich trugen?

Wir befanden uns also mitten in der Gefahrenzone.

Aber wir ließen uns nicht beirren. Schließlich waren wir nicht auf Urlaubsreise, sondern unser Aufenthalt, der ein strafes Programm vorsah, galt den ohnehin hart Getroffenen, den Leprakranken. Mit ihnen und unseren Projektpartnern standen wichtige Gespräche und weitreichende Entscheidungen an, um diesen von der Gesellschaft »ausgesetzten« Menschen zu einem menschenwürdigen Leben zu verhelfen. Darum waren wir hier und nicht, um in Panik zu verfallen.

Unsere indischen Partner und Freunde waren ganz offensichtlich erleichtert, dass wir die Dinge so pragmatisch sahen und die Reise wie geplant fortsetzten.

Es war also richtig zu reisen.

Was ihnen unser Kommen in jener schweren Zeit bedeutet hat, brachten sie nach unserer glücklichen Rückkehr nach Deutschland in einem Brief zum Ausdruck. »Lassen Sie uns Ihnen ganz herzlich danken, dass Sie zu uns gekommen sind, ungeachtet der gefährlichen Situation in unserem Land durch die Pest. Wir bewundern Ihren Mut und Ihre Bereitschaft, bei uns zu sein in einer Zeit, da die ganze Welt den Bann über uns ausgesprochen hat. Dass Sie trotzdem zu uns kamen, zeigt uns erneut Ihren unbeirrbaren Einsatz für die Sache der Ärmsten ...«

Und meinem Patenkind konnte ich antworten: »Ja, meine Liebe! Deine Tante Rosi ist gesund und munter wieder zurück.«



Ich fühle mich einfach zu den Menschen hingezogen, egal, welche Hindernisse zwischen uns zu stehen scheinen. Schon die früheste Erinnerung, die ich habe, führt mich zurück in eine solche Situation. Obwohl ich damals noch ein ganz kleines Mädchen war, ist die Begebenheit in meiner Erinnerung immer noch so frisch und lebendig, als sei es gestern erst gewesen:

Wie so oft gehe ich an der Hand meiner älteren Cousine am Rheinufer spazieren. Es ist ein bitterkalter Wintertag. Aber warum ist heute alles so anders? Kein strömender Fluss, keine Schiffe. Stattdessen sehe ich Menschen – sonst weit von uns entfernt auf der anderen Uferseite – mitten auf dem Rhein. Sie lachen und rufen, sie kommen auf uns zu! Wie ist denn das möglich?

Ein seltenes Ereignis, der Rhein ist zugefroren. Das breite Wasserband, das das westliche Ufer Bonns von der gegenüberliegenden Stadt Beuel trennt, ist auf einmal begehbar. Der Fluss, sonst eine unüberwindliche Grenze, ist zu einer grünlich schimmernden, unwirklich im Eis erstarrten Landschaft geworden. Und ich mitten darin, erfüllt von dem Wunsch, hinüber zu gelangen, auf die andere Seite. Entschlossen reiße ich mich los und laufe aufs Eis.

»Rosi!«, ruft meine Cousine erschrocken hinter mir her, »bleib stehen, das ist viel zu gefährlich.«

Aber ich höre nicht auf sie. Ich sehe keine Gefahr, fühle keine Angst. Nur den Wunsch: hin zu den Menschen ...

Ein Zeitungsartikel vom 12. Februar des Jahres 1929 – von einem Andheri-Freund im Bonner Stadtarchiv ausfindig gemacht – beschreibt, wie »sich der Rhein bis über beide Ohren in einen prunkvollen schneeverbrämten Eismantel gehüllt hat und sich wie ein müder Alter durch die stille Wintereinsamkeit schleppt ... ein grandioses Schauspiel ... immer weiter schiebt sich das Randeis in den Strom hinein. Immer weiter wagt sich unbedachte Jugend zur Strommitte vor. Besonders am ›Schänzchen‹ herrscht ein buntes, frohes Treiben. In dicke Schals und wollene Mützen gehüllt tummelt sich ein spielfreudiges Völkchen auf der blau-grünen Eisfläche ...«

Unter ihnen das kleine Mädchen Rosi – nicht einmal zwei Jahre alt.

Hin zu den Menschen – das lebte mir auch meine Mutter vor. Ich hatte das Glück, in einer liebevollen Familienatmo-

Die kleine Rosi  
mit Mutter und  
Bruder Ernst



sphäre aufzuwachsen. Nach zwei Söhnen hatte sich meine Mutter eine Tochter gewünscht. Obwohl meine Eltern in einfachen Verhältnissen lebten und abwägen mussten, ob ein drittes Kind zu verantworten war, entschieden sie sich dafür.

»Du bist im Rosenmonat Juni geboren«, erzählte mir meine Mutter oft. Und so passte es ausgezeichnet, dass ich den Namen meiner Mutter erhielt: Rosi.

Zu meinen Brüdern, die vier und sechs Jahre älter waren, hatte ich ein herzliches Verhältnis, wenn es auch hin und wieder hieß: »Was will denn die Kleine!« In meiner Erinnerung war mein ältester Bruder Karl-Heinz fast ständig krank, das Sorgenkind meiner Eltern. Weil er so schwach war, wurde er von meiner Mutter besonders umsorgt, und er bekam immer das beste Essen. Das zu verstehen war für uns jüngere Geschwister nicht immer ganz einfach. Mein Vater war Handelsvertreter, ein einfacher Mann, aber überaus intelligent. Ich be-

sitze noch heute seine hervorragenden Schulzeugnisse. Doch was er verdienen konnte, war nicht viel für eine fünfköpfige Familie.

So war mein Elternhaus auch eine Schule der Einfachheit. Meist trug ich gebrauchte Kleidung auf, die Verwandte oder Freunde an uns weitergaben – so war es damals weithin üblich. Und eine Scheibe Brot mit Margarine und Rübenkraut war ein Hochgenuss für uns Kinder. Aber ich empfand das alles nie als Mangel.

Meine Mutter kam aus einer großen Familie mit sechzehn Kindern. Ihre Eltern unterhielten in Bonn-Endenich eine »Restauration mit Ball- und Konzertsaal: Gasthaus zur Deutschen Reichshalle von Wilh. Schurz«, wie auf einer alten Ansichtskarte aus dem Jahr 1900 zu lesen ist. Ich finde es bemerkenswert, dass meine Großeltern all ihren Kindern – darunter fünfzehn Mädchen – eine Ausbildung ermöglichten, schließlich war das damals keine Selbstverständlichkeit. Meine Mutter lernte Hutmacherin, und tatsächlich sah man sie sonntags selten ohne einen eleganten, selbstgefertigten Hut.

Eine meiner Tanten hatte eine sogenannte »gute Partie« gemacht, und bei ihr verdiente sich meine Mutter als Putzhilfe etwas dazu. Bevor ich eingeschult wurde, begleitete ich sie oft. Und obwohl ich damals erst fünf Jahre alt war, erinnere ich mich gut daran, dass mich eine Frage sehr beschäftigte: Warum kann sich die Tante eine Putzhilfe nehmen, und meine Mutter muss als Putzhilfe dienen?

Ich half gern mit und erhielt für das Staubwischen hin und wieder ein paar Pfennige. Dieses erste selbstverdiente Geld sparte ich so lange an, bis es für ein Tütchen echten Bohnenkaffees reichte, gerade genug für eine Tasse, samt einer kleinen Portion Milch. Das schenkte ich meiner Mutter, die sich selbst einen solchen Luxus niemals gegönnt hätte, sondern sich mit sogenanntem »Muckefuck«-Malzkaffee zufrieden gab. Im

Haushalt ihrer Schwester Käthchen war dagegen Bohnenkaffee an der Tagesordnung. Schon damals erfuhr ich, wie viel Freude das Geben macht. Meine Freude über ein paar Bonbons für mich selbst hätte nicht größer sein können.

Während des Krieges und in der Nachkriegszeit war die Nahrungsmittelversorgung besonders knapp. Wir alle hunger-ten, und meine Mutter ging oft übers Land, von Haus zu Haus, und tauschte irgendwelche entbehrlichen Gegenstände gegen Lebensmittel. Mitunter mussten sogar ein paar meiner gelieb-ten Bücher als Tauschobjekte herhalten, natürlich nicht gerade zu meiner Freude. Was auch immer meine Mutter von ihren »Hamstertouren« mitbrachte, teilte sie großzügig mit anderen.

Da war zum Beispiel Tante Christine, eine ältere Schwester meiner Mutter, die es mit vier Kindern und einem arbeitslosen Ehemann besonders schwer hatte. Sie wohnte nur wenige hun-dert Meter von uns entfernt. Nicht selten lief meine Mutter am frühen Morgen in Pantoffeln – noch bevor sie mich zur Schule brachte – zu ihrer Schwester, um ihr von den eingetauschten Lebensmitteln etwas abzugeben.

So wurden das Teilen und Füreinander-Sorgen für mich zu einer Selbstverständlichkeit. Über Ungleichheiten, die ich in meiner Umgebung wahrnahm, ließ ich mich jedoch nicht hin-wegtäuschen. Meine Grundschullehrerin Fräulein Feierabend schrieb gar in mein Zeugnis: »Rosi hat einen stark ausgepräg-ten Gerechtigkeitssinn!«

Ich ging mit Begeisterung zur Schule, lernte mit Freude und großem Eifer und verehrte Fräulein Feierabend über alles. Sie war vom Schlag jener Lehrerinnen, für die der Beruf eine Beru-fung war, eine Aufgabe, die nicht an der Schulpforte endete. Damals blieb eine Lehrerin in den meisten Fällen unverheira-tet, war ganz für die Kinder da und kümmerte sich auch außer-halb des Unterrichts intensiv um sie. Sie machte Hausbesuche, führte Gespräche mit den Eltern und begleitete ihre Zöglinge

bis ins angehende Erwachsenenalter. Auf diese Weise vermittelte uns Fräulein Feierabend nicht nur Wissen, sondern auch Werte, die über den Lehrstoff weit hinausgingen. Gemeinsam mit den Eltern formten diese Lehrerinnen damals unsere Persönlichkeit, wirkten als Vorbilder, mitunter auch mit einer gewissen Strenge, prägten uns aber vor allem über die Begeisterung, die sie in uns weckten. Ich hing so sehr an Fräulein Feierabend, dass ich mich nach der vierten Klasse strikt weigerte, aufs Gymnasium zu wechseln, obwohl meine Lehrerin sehr dazu riet. Diese Entscheidung sollte ich später sehr bereuen! Einmal schenkte mir Fräulein Feierabend als Auszeichnung ein sogenanntes »Realienbuch«, das sich auf die Fächer Erdkunde, Naturkunde und Geschichte bezog. Sie hatte es viele Jahre lang benutzt, und vermutlich kaufte sie sich eine neuere Ausgabe. Für mich aber bedeutete dieses alte Buch einen Besitz von ungeheurem Wert.

Fräulein Feierabend hatte ich es auch zu verdanken, dass ich 1937 im Rahmen einer sogenannten Kinderlandverschickung vier Wochen im damals weit entfernten Berchtesgaden verbringen durfte. Ich war unter jenen Kindern, die nicht in den Ferien, sondern während der Schulzeit aufs Land »verschickt« wurden, da ihre Versetzung aufgrund ihrer guten Noten trotz der langen Abwesenheit vom Unterricht nicht gefährdet war. Mit etwa hundert anderen Kindern trat ich die lange Bahnreise an. Jedes von uns trug ein Schild um den Hals, auf dem unser Name und unser Bestimmungsort standen. Viele Stunden waren wir schon unterwegs, als wir endlich in der Ferne die Alpen erkennen konnten. Hoffentlich muss ich noch nicht so bald aussteigen, dachte ich, denn ich wollte gern so nah wie möglich an die Berge heran. Immer wieder hielt der Zug, Ortsnamen wurden ausgerufen, und die Kinder, auf deren Schildern die entsprechenden Namen standen, verließen uns. Tatsächlich war ich dann die Letzte, die aussteigen durfte – in Berchtesgaden.

Eine Familie mit einer vierjährigen Tochter nahm mich auf. Verwundert entdeckte ich in jeder Ecke des Hauses Fotografien, auf denen die kleine Helene zusammen mit Adolf Hitler abgebildet war. Kein Wunder, entsprach sie doch mit ihren dicken blonden Zöpfen genau dem Rasseideal des deutschen Mädchens im Nationalsozialismus. Ich weiß nicht, ob die Familie Hitler und seinem Regime besonders nahe stand oder ob die kleine Tochter lediglich als Model für Propaganda-Aufnahmen gedient hatte. Mit einer nationalsozialistischen Gesinnung jedenfalls wurde ich während meines Urlaubs nicht konfrontiert, im Gegenteil.

Ich schloss mich besonders dem Großvater der Familie an, der aus dem Rheinland stammte und gerade seine Ferien in den Bergen verbrachte. Eine wunderbare Freundschaft entspann sich zwischen meinem neuen »Onkel Philipp« und mir. Ich war zehn Jahre alt, wissbegierig und neugierig auf alles. Ich liebte es, mit ihm schon früh am Morgen zu einer Gebirgswanderung aufzubrechen. Onkel Philipp nannte mir dann die Namen der Berge, brachte mir die Pflanzenwelt der Alpen nahe, und zum Abschied schenkte er mir ein Büchlein mit dem Titel »Was blüht denn da?«.

Es war eine herrliche Zeit dort im Berchtesgadener Land, solche Ferien hätten mir meine Eltern nie finanzieren können. Als Dank schickte ich meinen Gasteltern ein Gedicht, das später in der Bonner Tageszeitung veröffentlicht wurde. Die Naturerfahrung während jener vier Wochen in den Bergen hat mich für mein ganzes Leben geprägt, noch heute wandere ich gerne in der Umgebung von Berchtesgaden. Die Liebe zur Natur wurde mir schon früh von meinen Eltern vermittelt, und nun hatte ich bei den sonntäglichen Ausflügen mit der Familie oder mit dem Naturheilverein, in dem meine Eltern Mitglied waren, stets Onkel Philipps Pflanzenbestimmungsbuch bei mir. Meine Brüder zogen mich gern damit auf, brachten mir ir-



Rosi mit ihren  
Brüdern Ernst und  
Karl-Heinz

gendwelche Blumen und wollten wissen: »Na, Rosi? Was blüht denn da?«

Auch am Rheinufer identifizierte ich mithilfe des Büchleins Kräuter und Blumen – dort, wo 1929 der Rhein zugefroren gewesen war und ich mich von der Hand der Cousine losgerissen hatte. Wie die Geschichte damals ausging, weiß ich nicht mehr. Vermutlich hat mich meine Cousine eingeholt und vom Eis zurückgehalten. Später ließ ich mich nicht mehr aufhalten. Ich habe das Gefühl, dass diese Begebenheit aus frühester Kindheit wie eine Metapher bereits im Kern vorwegnahm, was mein späteres Leben ausmachen sollte. Auf Menschen zuzugehen, mich nicht aufhalten zu lassen, Gefahren nicht zu beachten – so wie 1994, als wir zu unseren Freunden nach Indien fuhren, obwohl dort die Pest wütete.

Es gab so viele Situationen in meinem langen Leben, in denen eine ängstliche Haltung die richtige Antwort auf eine be-

stimmte Situation verhindert hätte. Jede Zeit birgt eigene Gefahren und Risiken, und ich habe früh lernen müssen, damit umzugehen. Es ist noch gar nicht so lange her, dass es in Deutschland einer Mutprobe gleichkam, sich zu seinem Glauben zu bekennen.



## Kreuz versus Hakenkreuz – eine Jugend im Nationalsozialismus

Man kann das Leben nur rückwärts verstehen,  
aber man muss es vorwärts leben.

*Søren Kierkegaard*

Als überzeugte Christen standen meine Eltern dem Nationalsozialismus und seinen Lehren kritisch gegenüber. Der sonntägliche Kirchgang gehörte für sie selbstverständlich zum Leben. Uns Kindern waren sie ein Vorbild, jedoch übten sie niemals Zwang auf uns aus. Als einer meiner Brüder irgendwann beschloss, der Sonntagsmesse fernzubleiben, gab es weder Diskussionen noch Strafen. Selbst als Ernst, von der Gemeinschaft mit Gleichaltrigen bei Sport, Touren und Lagerfeuer angezogen, der Hitlerjugend beitrat, ließen meine Eltern ihn gewähren. Sie machten keinen Hehl daraus, was sie von den neuen Machthabern hielten, und auch mein Bruder wurde spätestens an jenem Tag eines Besseren belehrt, als seine Kameraden von der HJ rote Farbe in die Weihwasserbecken von Bonner Kirchen gossen, damit die Kirchgänger beim Kreuzzeichen mit dem geweihten Wasser denken sollten, sie hätten sich mit Blut besudelt.

Mir wurde der tägliche Gang zur Messe in früher Morgenstunde ab meinem vierzehnten Lebensjahr zur Selbstverständlichkeit, und zwar ganz und gar freiwillig. Meine Mutter er-



Erstkommunion 1937

zählte gern, dass sie mich eines Morgens, als ich etwa elf Jahre alt war, aus der Kirche holen musste. Völlig versunken hatte ich die Zeit vergessen und so tatsächlich den Schulbeginn verpasst.

Unfassbar war für mich jener Tag im Jahr 1939, an dem die Kreuze aus den Klassenzimmern entfernt und der Religionsunterricht sowie das Gebet an den Schulen verboten wurden. Stattdessen bot die Kirche freiwillige »Seelsorge-Stunden« an, und ich nahm mit Freuden daran teil. Auch engagierte ich mich in der Pfarrbücherei und schloss mich einer katholischen Jugendgruppe an. Wir unternahmen herrliche Ausflüge, und mancher Kontakt mit Freunden von damals hat sich bis heute gehalten, einige von ihnen gehören heute zu unserem Spenderkreis.

Tief eingepägt haben sich mir aus jenen frühen Jahren die Jugendbekenntnisfeiern jeweils am Sonntag nach Pfingsten. Das Bonner Münster war dann stets bis auf den letzten Stehplatz mit jungen Menschen gefüllt, die den mitreißenden Pre-

digten des Jugendkaplans Fuhrmans lauschten. Allerdings saßen unter seiner Kanzel auch Spitzel mit Notizblock und Stift, um jede Aussage, die man als gegen Hitler und Genossen gerichtet auffassen konnte, aufzuschreiben und gegebenenfalls gegen den Geistlichen zu verwenden. »Freund«, rief der Kaplan einem von ihnen einmal unbeeindruckt zu, »schreibe richtig!«

Furchtlos waren auch wir Jungen und Mädchen, die wir begeistert »Wir sind bereit, rufen es weit: Gott ist der Herr auch unserer Zeit!« sangen. Wir wussten genau, dass draußen die Hitlerjugend nur darauf wartete, dass wir aus dem Münster traten. Dann blieb es nicht bei harten Worten und gehässig skandierten Parolen, meist kam es zu brutalen Schlägereien. Wir nahmen das auf uns. Es waren Zeiten, die einen jungen Menschen forderten, aber auch formten. Man wurde früher reif, weil man früher wichtige Entscheidungen treffen musste.

Eines Tages fasste ich einen verwegenen Plan: Ich wollte mich freiwillig zum Bund Deutscher Mädchen melden mit der Absicht, eine Jugendgruppe zu übernehmen und den Nazitheisen christliche Ideale entgegenzusetzen. Unser Kaplan Zimmermann, ein stiller, religiöser und dabei weltoffener junger Priester, hatte viel Mühe, mir das auszureden. »Das wird dir nicht gelingen«, warnte er mich, »lass das sein!« Nur widerstrebend folgte ich seinem Rat, dabei hatte er natürlich Recht. Kaplan Zimmermann wurde zum Militärdienst eingezogen und fiel wenig später »für Volk und Vaterland«.

Ich betrachte es als ein großes Glück, in meiner Jugend einigen dieser Menschen begegnet zu sein, die mir den Glauben nicht nur mit Worten vermittelten, sondern ihn mir auf beeindruckende Weise vorlebten. So erfuhr ich die christliche Lehre niemals als eine Drohbotschaft, sondern als eine Frohbotschaft der Freude und der Liebe.

Meine Eltern saßen in jenen Jahren oft vor dem Radio, dem sogenannten Volksempfänger, um von ausländischen Sendern



Rosi Gollmann, Beate Rygiert

**Einfach Mensch**

Das Unmögliche wagen für unsere Welt

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 384 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
78 farbige Abbildungen

ISBN: 978-3-424-63060-2

Kailash

Erscheinungstermin: September 2012

Eine Frau geht ihren unkonventionellen Weg

»Diesen Blinden müssen wir helfen.«

„Aber ... das sind Tausende. Hunderttausende! Millionen! Wo willst du denn da anfangen?!“

»Beim Ersten.«

Alles beginnt im Jahr 1959 mit einem Zeitungsartikel im »stern« über die Not in einem Waisenhaus im indischen Andheri. Rosi Gollmann, damals junge Lehrerin, begnügt sich nicht mit einer Päckchenaktion: Sie reist selbst mit dem Schiff nach Indien. Und was sie dort erlebt, verändert ihr ganzes Leben. Entsetzt über die Ungerechtigkeit träumt sie von der »einen Welt für alle«. In ihrem kleinen Zimmer in der Mietwohnung ihrer Eltern gründet sie mit Gleichgesinnten die Andheri-Hilfe und entwickelt erste Ansätze einer »Hilfe zur Selbsthilfe« für arme Menschen. Rasch folgt ein Projekt dem anderen: Ob es um die Bekämpfung von Kinderarbeit und Mädchentötung geht oder um die Stärkung von Frauen und Familien durch Mikrokredite – Rosi Gollmann sorgt dafür, dass unzählige Kinder eine glückliche Zukunft haben und Menschen ein Leben in Würde führen können. Durch mehr als eine Million Augenoperationen erleben blinde Menschen in Bangladesch das Glück zu sehen.

In diesem Buch erzählt Rosi Gollmann erstmals ihr abenteuerliches, unkonventionelles Leben. Es weckt die Hoffnung, dass eine bessere Welt tatsächlich möglich ist. Rosi Gollmann lebt vor, wie wir erreichen können, was unvorstellbar scheint: mit Mut, Beharrlichkeit, dem unbeirrbaren Glauben an die gute Sache und – ja, und einfach Liebe.

»Was Rosi Gollmann geschafft hat, das ist wirklich ganz ohne Beispiel.« Richard von Weizsäcker